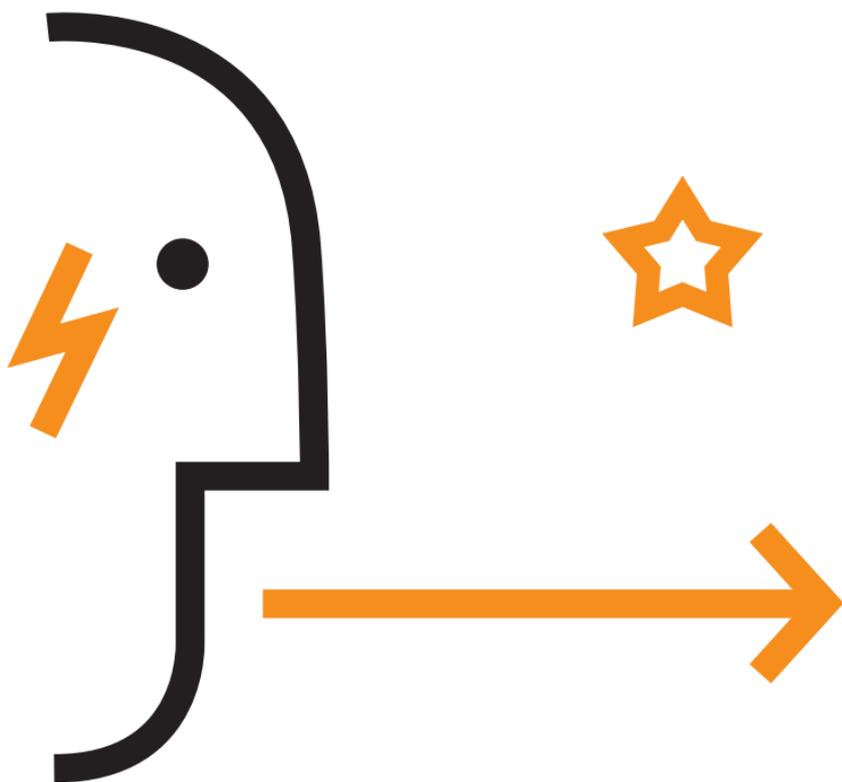


Die Wahrheit sagen

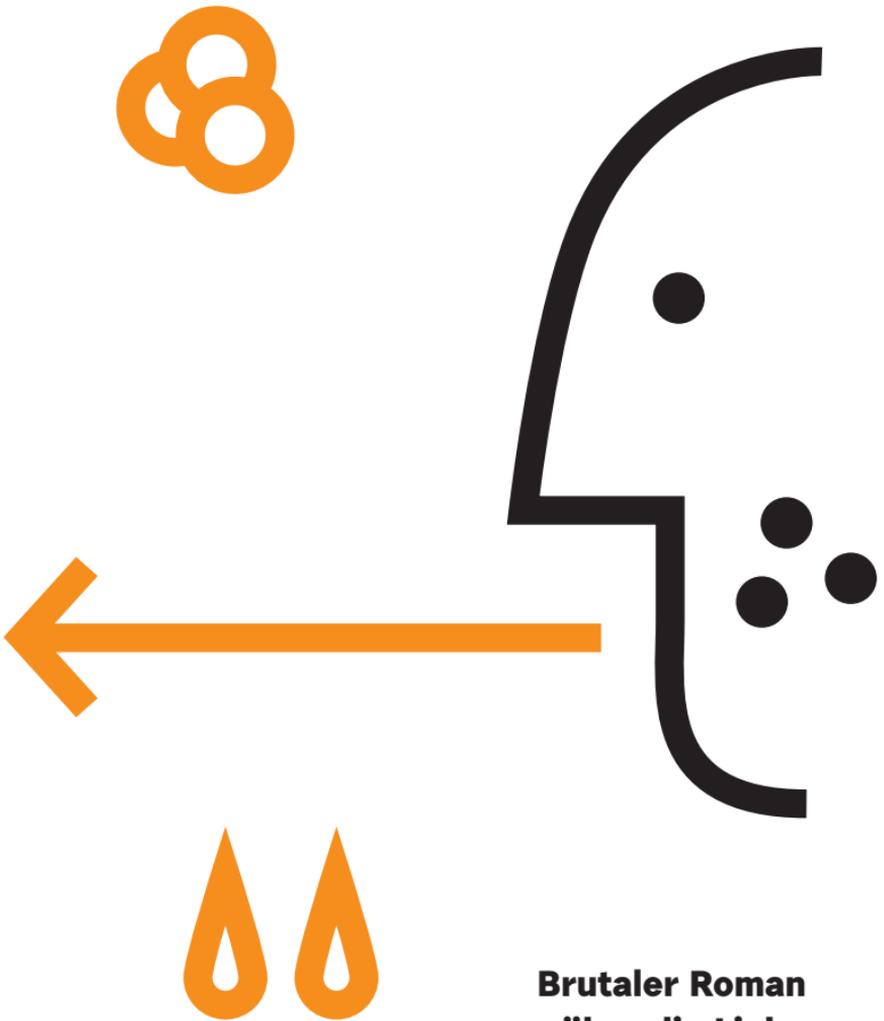
GEKKO

Josef Formánek



**Aus dem
Tschechischen
von Martin Roscher**

Die Wahrheit sagen



**Brutaler Roman
über die Liebe
zum Leben**

Ich war auf der Suche. Vielleicht nach dem Sinn des Lebens. So bin ich mit Bernhard durch das Tal des Leidens zum Berg der Erkenntnis gegangen. Oft war ich erfüllt von schaudernder Angst und Hoffnungslosigkeit. Es gab Momente, da fürchtete ich, überhaupt nicht weitergehen zu können. Manchmal muss man erst das Zutrauen verlieren, damit das Schicksal einem etwas von dem gewährt, was man erträumt. Viel Glück auf dieser Reise. *Per aspera ad astra* — durch Mühsal zu den Sternen.

Tiefe Nacht

Auf dem Weg von der Bar zum Wochenendhaus lasse ich mich vom Taxi grundsätzlich nicht bis vor die Tür fahren. Damit niemand erfährt, wo es ist. Ebenso wenig mag ich es, in der Öffentlichkeit laut zu sprechen; ich sage am Telefon keine geheimen Dinge, speichere die Nummern Geliebter unter Männernamen und kontrolliere, wenn ich weggehe, siebenmal, ob ich abgeschlossen habe. An jenem Abend überprüfte ich die Rechnung des Taxifahrers, weil ich von Natur aus misstrauisch bin, mehrmals, bevor ich zahlte und ausstieg. Kurz hinter dem Ortsausgang eines Dorfes im Tschechischen Mittelgebirge bog ich von der Straße in einen Waldweg ein. Als ich an der örtlichen Müllkippe vorbeikam, tauchte wie aus dem Nichts ein Lichtlein auf. Es war beinahe Vollmond, doch trieben zerrissene Wolken am Himmel dahin und ich sah nicht mehr als die Konturen des Müllbergs und auf dem Gipfel ein quadratisches Licht. Erst als ich näher kam, erkannte ich die Silhouette einer Hütte.

Was war das?

Mein trunkenes Hirn kam zu den verrücktesten Schlussfolgerungen, denn wenn ich bei Tag und nüchtern an der Müllkippe vorbeigekommen war, hatte ich nie eine menschliche Behausung bemerkt.

Marsmenschen oder was? Oder was?

Ich kroch über alte Reifen, Schutt und etwas Stinkendes hin zu dieser Erscheinung.

Und sagte mir, dass ich es im nüchternen Zustand nie gewagt hätte, jemanden mitten in der Nacht dermaßen zu erschrecken.

Klopf, klopf.

„Hallo“, schrie ich. Und hörte unaufgeregte schlurfende Schritte.

Die Tür, zusammengenagelt aus unebenen Bohlen, zwischen denen das Licht durchschien, ging auf. Was kommt jetzt?

dachte ich. Augen mit durchdringendem Blick tauchten auf, ein faltiges Gesicht, ein weißer Schnurrbart.

Mitten in einem Schluckauf platzte ich heraus: „Was machen Sie hier?“

Stille.

„Ich meine, hier auf der Müllkippe“, ergänzte ich in trunkenener Hartnäckigkeit.

„Manchmal bin ich hier.“

„Na gut, ja . . .“, nickte ich wichtig.

Er schwieg, starrte mich aber unverwandt an. Ich versuchte, ins Innere der Hütte zu spähen, doch er versperrte mir die Sicht.

„Gute Nacht, junger Mann“, sagte er entschieden. Ich glaube, mir wurde bewusst, dass es mitten in der Nacht war, denn ich murmelte schnell etwas, wenn ich mich auch nicht erinnern kann, was — dazu war ich viel zu betrunken. Wie auch immer, jedenfalls setzte ich mir in den Kopf, die ganze Sache am nächsten Tag zu erkunden.

Am Morgen hatte ich Kopfschmerzen. Ich machte mich auf zu einem Treffen mit der Verlegerin, obwohl ich viel lieber abgesehen hätte. Es pochte in meinen Schläfen, und ich konnte mich kaum aufs Fahren konzentrieren. Dennoch drosselte ich auf Höhe der Müllkippe das Tempo, um mich meiner Entdeckung zu vergewissern. Nein, ich hatte nicht geträumt. Ganz oben auf dem Müllberg thronte eine Hütte.

Wohnt da wirklich jemand?, dachte ich. Das Pochen in meinem Kopf wurde heftiger. Irgendein Obdachloser? Auf dem Rückweg hielt ich an der Müllkippe an, auch wenn ich mir vorkam wie ein Spitzel. Meine Neugier war nicht zu bändigen. WER IST DAS?, schrie sie. WAS MACHT DER DA?

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür der Behausung, und der alte Mann entdeckte mich. Sah mich forschend an und schlug die Tür wieder zu. Ich musste lachen. Entweder

ist er menschenscheu, sagte ich mir, oder er will mit niemandem reden. Der Geier in mir erwachte. Meine Fantasie arbeitete auf Hochtouren. Vielleicht hatte der Mann ein Geheimnis. Damals konnte ich nicht ahnen, dass die raue Wirklichkeit meine Vorstellungskraft bei Weitem überstieg.

Der stille Garten

Es vergingen zwei Wochen, während derer ich immer Wichtigeres vorhatte. Außerdem nahm ich innerlich Anlauf, bevor ich hinging und den alten Mann erneut erschreckte. Dass sie ihn im Dorf noch nicht bemerkt hatten, wunderte mich. Während ich also gelegentlich dort vorbeifuhr, tat sich auf der Müllkippe etwas. Es erschienen verschiedene Stapel, und die Kuppe des Hügels war plötzlich befreit vom Müll, ohne den sie seltsam nackt aussah. Immer häufiger fuhr ich vorbei, und von Mal zu Mal schaute ich genauer hin. So fand ich heraus, dass es einen Haufen nur aus Töpfen und einen anderen, größeren, ausschließlich aus Reifen gab. Ein verrückter Umweltschützer? Nein, dazu war er zu alt und zu allein.

So stieg ich eines Tages endlich aus dem Auto aus und näherte mich der Hütte.

Ich liebe japanische Gärten. Hier gab es keine vom Wasser glattgeschliffenen Steine wie in Kyoto, gestapelt zu einem steinernen Fluss, hier gab es weder kleine Teiche noch sorgfältig beschnittene Bäume — und doch war es ähnlich. Nur dass es sich bei den Objekten, die die kontemplative Atmosphäre erzeugten, nicht um von Menschenhand überhöhte Naturerscheinungen handelte, sondern um weggeworfene Dinge. Die nackten Wurzeln eines Baumes, der inmitten des Mülls gewachsen war, streckten sich über den Boden wie die Zinken einer Harke; die Äste waren mit abgeschlagenen Sieben, verbeulten Schöpfkellen

und rostigen Zangen geschmückt. Überall auf den scheinbar zufälligen, bei genauerem Hinsehen aber perfekt geordneten Anhäufungen wuchsen Blumen, und entlang des Weges, der sich zwischen den Hügeln aus sortiertem Kram dahinschlängelte, waren Steine und kaputte Ziegel ausgelegt.

Im Schatten eines weiteren Baumes thronte ein zerrissenes Ledersofa. Ließ man sich darauf nieder, sah man sich in einem zerbrochenen Spiegel, der an einem der Äste hing. Das Ganze sah eher aus wie ein aus der Zeit gefallener Ort der Muße oder die Kulisse eines surrealen Films als ein Flecken auf einer Müllkippe. Ja, und dann gab es noch eine Schaukel aus einem aufgeschnittenen Reifen.

Nur der Kerl war nicht da.

Ich hörte einen Lastwagen. Ein roter Tatra rollte rückwärts auf einen großen Haufen unsortierten Zeugs zu. Aus dem Fahrerhaus lehnte sich ein Mann in geringeltem T-Shirt und versuchte den Motor zu überbrücken: „Hey, Chef, haben Sie vielleicht den Alten gesehen?“

Ich schüttelte den Kopf, schaute mich aber zur Sicherheit noch einmal um. Da tauchte tatsächlich hinter der Kuppe der Müllkippe ein bekanntes Gesicht auf. Ich wies in die Richtung.

Der Mann bedankte sich, stieg aus und ging zu dem Alten hin.

Sie diskutierten eine Weile. Schließlich zog der Alte ein Bündel Tausendkronenscheine aus der Tasche, zählte zwei ab und gab sie dem Fahrer. Ich beobachtete, wie dieser die Bewegungen des Greises mit leuchtenden Augen verfolgte.

Dann gingen sie zu einem Haufen und fingen an, Müll auf die Ladefläche zu werfen. Ein altes Fahrrad. Wumm! Fässer mit hart gewordenem Inhalt. Wumm! Wumm! Und als sie einen schweren Balken nicht heben konnten, ging ich helfen. Sowie der Balken oben lag, erklärte der Mann im Ringel-Shirt, die restlichen kleinen Teile werde er allein hinaufwerfen.

Der Alte mit dem weißen Schnurrbart deutete auf seine Hütte und fragte: „Möchten Sie etwas trinken?“

„Wohnen Sie hier?“, erkundigte ich mich auf dem Weg nach oben.

„Ja und nein.“

„Habe ich Sie neulich nachts nicht erschreckt?“

Er antwortete nicht. Stattdessen öffnete er die Tür zu dem geheimnisvollen Schuppen. Abgesehen von einem Bett, einem Bücherregal sowie einem Tisch und Stühlen war er leer. Eine Weile übertönten wir noch den Tatra-Motor mit Höflichkeitsfloskeln; erst als die lärmende Maschine weggefahren war, konnte ich eine echte Frage stellen, auf die allerdings Schweigen folgte. Also formulierte ich sie anders.

„Ich will ja nicht sagen, dass Sie verrückt sind. Mir persönlich ist das sympathisch, aber allzu viele Leute gibt es wohl nicht, die anfangen würden, eine Müllkippe aufzuräumen.“

„Mein lieber Junge, es ist mir völlig egal, was Ihnen sympathisch ist. Wollen Sie noch einen?“

Ich nickte. Plötzlich stand er auf, zwinkerte mir zu, hob die rechte Hand mit dem Wodkaglas, legte die linke ins Kreuz und sagte: „Prosit.“

Ich erhob mich ebenfalls, kippte den Schnaps und fragte: „Suchen Sie einen Schatz?“

„Vielleicht“, gab er lachend zurück.

„Und Sie finden nichts dabei, das einem Fremden zu erzählen?“ Ich weigerte mich, in dem ironischen Ton fortzufahren, denn plötzlich saß mir ein banges Gefühl im Nacken.

Er wurde ernst. „Glauben Sie wirklich, wenn ich hier ... auf der Suche nach einem Schatz wäre, würde ich Ihnen das erzählen? Warum sollte ich? So ... dumm bin ich nicht.“

Sein Akzent fiel mir auf und dass er zuweilen nach dem richtigen Wort suchte. Dennoch sagte mir etwas, dass er ein Einheimischer war. Meine Neugier wuchs, also erklärte ich: „Was auch immer Sie tun, vielleicht könnte ich Ihnen helfen. Ich war Journalist und habe eine Menge Kontakte.“

Zu meinem Erstaunen erwiderte er, das könnten wir am nächsten Tag besprechen.

Der Schatz

Noch am selben Abend ging ich in die Dorfkneipe. Es war so gut wie niemand da; die Atmosphäre war düster wie immer. Die nackte Glühbirne, die in ihrer Fassung von der Decke hing, schaukelte sacht im Luftzug, auf dem Boden schwammen die Schatten von Stühlen und Menschen umher.

In einer Ecke saßen drei Männer. Einer rief: „Jarda! Wir verrecken hier vor Durst!“

Aus dem Lager erklang das Lachen des Wirts.

Auch als die Männer die Stimme senkten, hörte ich noch fast jedes Wort. Solche Leute verstehe ich nicht. Ich selbst spreche in der Öffentlichkeit immer leise, weil ich damit rechne, dass jemand zuhören könnte. Auch Sie sollten darauf achten. Irgendjemand hört immer zu.

Die Kerle redeten über den Schatz. Ich hätte geschworen, dass das Wort SCHATZ sehr deutlich zu hören gewesen war. Ein paar Mal sahen sie misstrauisch zu mir herüber und verstummten für einen Moment. Ich spielte mit meinem Feuerzeug und tat so, als interessiere mich nichts anderes. Sie waren so gefesselt von ihrem Thema, dass sie jedes Mal schnell wieder lauter wurden. Ihr Gespräch kreiste um die Müllkippe und den alten Nazi. Und selbst wenn sie die Müllkippe nicht erwähnt hätten, wäre mir klar gewesen, worum es ging.

Als der Wirt mir endlich ein Bier brachte, fragte ich ihn leise: „Ist hier irgendwo ein Schatz gefunden worden?“

Er lachte theatralisch und antwortete extra laut: „Interessieren Sie sich für Schätze, mein Junge? Solche, die im Boden liegen, oder unsere besseren Hälften? Das sind Schätze! Man muss nur baggern.“

Die Männer in der Ecke lachten, doch aus dem Augenwinkel sah ich, dass sie mir wütende Blicke zuwarfen. Gemocht haben sie mich hier nie. Für die Leute im Dorf bin ich immer der aus der Stadt Zugewanderte geblieben. Mir egal, dachte ich, und trank laut schlürfend ihr abscheuliches Launer Bier.

Außer meinem Schlürfen war nur die Stille zu hören. Überall machte sie sich breit, auf dem Tisch, unter dem Tisch, in der Ecke, am rinnenden Zapfhahn, unter den Geheimniskrämern am Nebentisch.

Der Nazi

„Sie haben einen Schatz hier! Ich habe die Männer in der Kneipe davon reden hören“, rief ich am nächsten Tag statt einer Begrüßung anklagend.

„Was meinen Sie mit Schatz?“

„Eine Menge Geld“, erwiderte ich kurzerhand, um deutlich zu machen, dass ich keine Lust hatte, um den heißen Brei herumzureden.

„Ich habe eine Menge Geld. Wollen Sie etwas davon? Wollen Sie welches?!“, wiederholte er mit ironischem Nachdruck.

Bevor ich etwas sagen konnte, ging er zu dem Stuhl in der Ecke und zog unter einem sorgfältig aufgeschichteten Stapel Hosen und Pullover ein dickes Geldbündel hervor. Ich schluckte. Ohne zu zählen, nahm er ein paar Scheine aus dem Bündel heraus und streckte sie mir hin. Ich starrte ihn an, während seine Hand mit dem Geld in der Luft schwebte.

„Wenn Sie es nicht nehmen wollen ... gehen Sie, junger Mann. Auf Wiedersehen.“ Damit wandte er sich ab.

„Nein, warten Sie.“

Er blieb stehen, kehrte mir aber den Rücken zu.

„Es heißt, Sie sind ein Nazi ... also ein ehemaliger deutscher Soldat, der nicht so wunderbar ist, dass er einfach nur eine Müllkippe aufräumt, nein. Die Leute denken, dass Sie kurz vor Kriegsende hier vergraben haben, was Sie gesto...“

„Gestohlen? Ein Nazi, der gestohlen hat?“ Er drehte sich zu mir um.

„Na ja, nein ...“

„Ich heiße Mares“, sagte er und streckte mir die Hand hin.

Ich stellte mich vor, aber das genügte ihm nicht.

„Aber wer sind Sie, Sie ehemaliger Journalist?“

„Ein nicht schreibender Schriftsteller.“

„Das klingt stolz!“ Er lachte los: „Wissen Sie, wer den Wilden Bill und den Langen Dick geschrieben hat?“

„Nein.“

„Wow! Will Peters. Wer hat Krieg und Frieden geschrieben?“

„Lew Nikolajewitsch Tolstoi.“

„Und was hat dieser . . . Dickens geschrieben?“

„Charles? — Oliver Twist. Gut?“

„Ich hätte da etwas für Sie.“ Er musterte mich eingehend.

„Eine Geschichte, oder was? Jeder hält seine eigene Geschichte für die interessanteste.“

Mit beleidigter Miene hob er an: „Meine Mutter, meine perfekte Mutter . . .“ Er vergewisserte sich, ob ich zuhörte, und fuhr fort: „. . . aber ich hatte keine. Meine Mutter hat mich vor einem Haus Gottes abgelegt, und trotzdem habe ich eine lange Zeit ohne Gott verbracht. Ich habe schlimme Dinge mit angesehen, das sage ich geradeheraus. Krieg. Gefängnis. Ich bin dauernd weggelaufen. Aber dem Leben kann man nicht weglaufen. Ich habe in der SS gedient und in der Roten Armee. Auch in der tschechischen Armee, aber das war ein Klacks dagegen. Eure Armee taugt einen Dreck. Ich war zum Tode verurteilt und habe überlebt. In den fünfziger Jahren war ich Regionalsekretär in eurer berühmten Kommunistischen Partei. Die Suppe haben sie mich später auch schön auslöffeln lassen. Knäste und Lager. Fast zwanzig Jahre lang. Walditz, Joachimsthal, Rusin, Ostrau. Ja, mein Junge . . .“

Die Geschichte hätte mich selbst dann noch gelockt, wenn nur die Hälfte davon wahr gewesen wäre: „Wie haben Sie das alles überlebt, Herr Maresch?“ Ich lächelte ihn an.

„Dir werd ich's zeigen — Maresch. Wenn du das noch einmal sagst, zieh ich dir mit dem Stock eins über. Ich heiße Mares! Ein S am Ende. Sie sind zu blöde, das zu hören?“

Mir ging auf, dass er je nach Stimmung vom Sie zum Du wechselte, je nach Laune; dass die Anrede immer zum jeweiligen Ton passte. Er fing an mir zu gefallen.

„Na, dann entschuldigen Sie vielmals. Das ist wirklich eine interessante Geschichte.“

„Als ich in der Bundesrepublik Deutschland landete — der letzte deutsche Soldat, der aus der Gefangenschaft zurückkehrte —, hat Rudolf Augstein, der Gründer des Spiegel, mir für meine Geschichte fünfzigtausend Mark geboten. Aber ich hatte Angst, wenn ich den Mund aufmache, nimmt der tschechische Geheimdienst StB mich ins Visier. Mehrere Schreiberlinge haben mir angeboten, ein Buch daraus zu machen. Alle habe ich abgewiesen. Jahrzehntelang habe ich geschwiegen.“

„Und warum?“, fragte ich.

„Das wirst du schon noch erfahren.“ Er zog mich am Ärmel zu sich heran und flüsterte mit bedeutungsvoller Miene: „Alles hat seine Zeit. Schweigen hat seine Zeit, Reden hat seine Zeit.“

„Und warum?“, insistierte ich.

„Das wirst du begreifen, wenn ich dir alles erzählt habe. Wir mussten uns treffen, es war Gottes Wille.“

„Also gut“, sagte ich und lächelte ihn an. „Aber ich kann nichts bezahlen. Und will es auch gar nicht.“ Ich dachte darüber nach, ob das wirklich eine gute Idee war, ob ich hier nicht einfach in die Fänge eines egozentrischen Alten geraten war. Außerdem saß mir das schreckliche Wort SS quer wie eine Fischgräte im Rachen.

„Du bezahlst mit der Wahrheit. Wahrheit gegen Wahrheit. Du hilfst mir, jemanden zu finden.“ Er lachte und fügte hinzu: „Grübele nicht zu viel, mein Junge, schreib dir lieber auf, wen ich suche.“

Verwirrt tastete ich meine Taschen ab.

„Sie sind mir vielleicht ein Schreiberling!“ Er reichte mir einen Bleistift, eine alte Zeitung, und dann nannte er den Namen. „Sophie Rubinstein ... so hieß sie als Ledige, aber es kann gut

sein, dass sie den Namen wieder trägt ... obwohl ich das bezweifle. Jetzt heißt sie wahrscheinlich Kopáčková. Vier Jahre jünger als ich. Hat in Aussig gewohnt. Diese Hütte — bevor sie niedergebrannt und wieder aufgebaut worden ist — war so etwas wie unser Liebesnest“, erklärte er lächelnd. „Weiß der Teufel, wo sie heute steckt. Vielleicht ist sie gar nicht mehr am Leben. Vielleicht hat sie ein Kind. Könnte es jetzt so um die fünfzig sein? Ich weiß es nicht ...“

„Und warum haben Sie die Geschichte nicht an dieses Magazin verkauft?“

„Bist du schwer von Begriff? Ich hab doch gesagt, dass ich Angst hatte. Und jetzt geh und finde mir die Frau und das Kind.“

Ein fünfzig oder sechzig Jahre altes Kind — ich schmunzelte unwillkürlich. Ich ging zur Tür, doch bevor ich sie hinter mir schloss, hakte ich noch einmal nach: „Und jetzt haben Sie keine Angst mehr?“

„Inzwischen ist es mir egal. Kommen Sie morgen wieder, ich werde es Ihnen erzählen. Und Sie können sich etwas überlegen, das Sie mir im Gegenzug sagen. Etwas Interessantes. Kein Gelaber, sondern die Wahrheit.“

Das Inserat

Ist schon ein interessanter Typ, dachte ich, aber warum erzählt er mir das alles und warum gerade jetzt? Was steckt dahinter? Will er berühmt werden? Warum? Endlose Fragen schwirrten mir im Kopf herum. Im Wochenendhaus angelangt, nahm ich die alte Zeitung von ihm mit aufs Klo, denn dort lese ich alles, einschließlich des Kleingedruckten hinten auf der Plastikflasche mit Savo-wc-Reiniger. Und als ich dort so gemütlich im Warmen saß, entdeckte ich etwas. Eine der Anzeigen in der Zeitung erregte meine Aufmerksamkeit:

Liebe Sophie, ich suche dich schon viele Jahre. Ich möchte dich nur sehen und dir sagen, dass der Umstand, dass ich

im Gefängnis an dich denken durfte, mir wahrscheinlich das Leben gerettet hat. Ich erwarte nichts, ich möchte nur wissen, dass es dir gut geht.

Bernhard Mares, Postfach 17, Aussig an der Elbe

Das Jahr 2007

Unzählige Male besuchte ich ihn in seiner Hütte oder in seiner Mietwohnung in Aussig. Es war etwas Besonderes, in das Leben eines Fremden hineinzuschauen wie ein Chirurg in einen geöffneten Brustkorb. Vielleicht hat er mich mit der Zeit als einen Nahestehenden empfunden, auch wenn, wie er sagte, alle Kameraden bei Stalingrad gefallen waren. Nahestehend nicht, weil ich einige Behördengänge für ihn erledigte, sondern weil wir einander alles sagten. Meine Hoffnung war, dass es mir eines Tages tatsächlich gelang, seine verlorene Liebe wiederzufinden. Als ich das einmal zum Ausdruck brachte, gefror seine Miene.

„Was ist? Das haben Sie sich doch so sehr gewünscht!“, rief ich, doch der Mann von der Müllkippe ordnete an, ich solle vorerst nicht nach ihr forschen.

Erst eine ganze Weile später habe ich erneut nachgefragt, wann ich denn nun nach ihr suchen solle — wobei ich zu der Zeit meine Netze längst ausgeworfen hatte. Wieder kanzelte er mich ab, erklärte, eins komme nach dem anderen und ich solle gefälligst erst das Buch fertig schreiben.

Ich denke, er hat die Suche bewusst aufgeschoben. Als fürchtete er, sein Leben könne durch die Begegnung — wenn es denn dazu kam — seinen Sinn verlieren.

Das Jahr 2004

Ich hörte ihm aufmerksam zu. Lauschte seinem Redefluss, wartete, wenn er nach dem passenden tschechischen Wort suchte, oder, was in regelmäßigen Abständen vorkam, abhustete. Sah ihn nach dem Stock greifen und mir drohen, wenn eine meiner Fragen ihn aufregte. Er zwang mich zum Nachdenken. Über ihn, über mich. Darüber, wie ich gewesen wäre in seinem Leben, das mich immer mehr absorbierte.

Vielleicht habe ich deshalb in einer der Pausen, die er gelegentlich einlegte, gesagt, ich wolle trotz all der Düsternis in seinem Bericht eine helle, leuchtende Geschichte schreiben, warm wie von der Sonne aufgeheizte Steine. Glücklicherweise hörte der zornige alte Mann mir nicht zu.

Bernhard Mares sah aus, als grabe er in seiner Erinnerung. In Wahrheit aber war er ganz woanders.

Sicher, er saß in seinem surrealen Garten auf der Müllkippe, doch er muss in diesem Moment eine Art Déjà-vu gehabt haben. Als kehre etwas wieder, das er vor langer Zeit schon einmal erlebt hatte ...

Es konnte nicht sein und drängte sich doch hartnäckig in seine Gedanken. Er wehrte sich dagegen, verbannte es aus seinem Schädel, und so irrte das Vergangene durch seine Innereien, stieß kantig und scharf gegen Magen- und Darmwand, als habe er eine ganze Stadt verschluckt. Dabei waren es nur Ruinen — kurz nach der Bombardierung.

Im blasser werdenden Licht der Abendsonne sah ich, wie er bei geschlossenen Lidern mit den Augen rollte. So wanderte er unter grauem Himmel in seinen Erinnerungen umher und versuchte verzweifelt, in den tödlich stillen Straßen etwas zu hören. Wenigstens eine einzige Stimme.

Aber es rief niemand um Hilfe, und so trat er einen Moment auf der Stelle, bevor er losging über den Erinnerungsplatz zur Kindheitsstraße in Richtung Ufer der Vergangenheit, von dem es nur ein kurzer Spaziergang war zum Markt der

Liebe und Hoffnung. Namen, die mitsamt der Stadt nach der Bombardierung verschwunden waren. Nichts war geblieben. Hatte die Zeit alles zerstört?

Die Augen nach wie vor geschlossen, fing er an, von Sophie zu erzählen; Sophie, in die er sich in einem der Außenkommandos des Konzentrationslagers Mauthausen verliebt hatte. Stockend und unter Tränen sagte er: „Jetzt erzähle ich Ihnen etwas, das ich sechzig Jahre lang zu verdrängen versucht habe.“

„Schon gut“, beruhigte ich ihn.

„Scheiße, Mann, Sie wissen nicht, wie weh das tut.“

„Umso mehr: Erzählen Sie davon, das wird Sie erleichtern! Versuchen Sie mich als Priester zu betrachten.“

Er riss die Augen auf, starrte mich ungläubig an: „Sie als Priester? Halten Sie mich für senil? Sie sind schrecklich ...“ Darauf verstummte er und schloss die Augen wieder.

Nun erschienen ihm die einsamen Gestalten auf Haufen schwelender Trümmer, da, wo einmal eine Stadt gewesen war; mehr Geister als Menschen. Er sah die Oberin Dulcia vor sich, wie sie ihm als Jungen in den Schritt greift. Das Lächeln der zerbrechlichen Sophie, das sich in seinem Bauch festgegraben hatte, bevor er an der Grenze verhaftet wurde. Je länger er durch die menschenleeren Straßen irrte und je lauter er rief, desto deutlicher nahmen sie in seiner Vorstellung Gestalt an. Er vergaß, dass ich da war. Vielmehr sah er sich durch den Wald laufen, um der Eskorte, die ihn nach Walditz brachte, zu entkommen. Hörte Schreie. Ein näher kommendes Flugzeug, das in den Tiefflug ging und zu einem Angriff ansetzte. Die wütende Stimme von Leutnant Gilewitsch, bevor Marschall Malinowski ihn erschoss. Er suchte seine Mutter und sah den kakaofarbenen Fluss. Die Hände des Hauptmanns Vlach, der seine Vergangenheit zerriss. Er erinnerte sich. Auf einmal defilierte alles vor seinem inneren Auge vorbei wie bei einer Militärparade. Und Hals über Kopf erzählte er los.

Von den fast zwei Millionen Mark, die ihm nichts bedeutet, und den fünfhundert, die sein Leben gerettet hatten. Vor

allem aber von der Prophezeiung. Davon, wie die Augen des Sepp ihn vor dem Schlafengehen geängstigt hatten und seine Hände, die sich vergebens abmühten, das Gedärm, das wie eklige graue Schlangen aus ihm herauskroch, in den Bauch zurückzustopfen; an einem frostigen, sonnigen Tag, an dem alles in sämtlichen Farben des Regenbogens schillerte. Davon, wie die orangefarbenen Flammen, die in der Nacht aus dem Schornstein des Krematoriums schlugen, an ihm leckten, bis er erwachte. Eine Funkensäule aus Menschen.

So saß er mir gegenüber, erzählte und erzählte, geriet in Schweiß, war aufgereggt, atmete schwer. Wenn die Wahrheit eine Gestalt hat, dann die, die ich an jenem Tag in seinen erschrockenen Augen gesehen habe.

Das Jahr 2006

So habe ich inmitten eines heißen Sommers angefangen, die Fäden seines Schicksals zu spinnen. Nacht für Nacht schrieb ich an dieser Geschichte. Einfach so, um das flackernde Licht der Sterne in die dunklen Nächte zu bringen. Solange ich schrieb, hatte ich keine Angst, weder vor der Nacht noch vor den Träumen. Ich fasste die Erinnerung in Worte, ein in die Wiege gelegtes Schicksal, den Durst nach Leben. Es ist eine Geschichte über die Kraft des Menschen. Über die Einsamkeit und einen großen Berg. Nacht für Nacht bestieg ich ihn, zusammen mit dem Mann von der Müllkippe. So sollen Ihre Träume, genau wie meine, wegen einer einzigen Frage an einem seidenen Faden hängen.

Aus den Händen des Schicksals und dem Willen Gottes.

— Aufschrift auf einem Trebitscher Haus

Blut

1898 wurde Rosa Maria Mares geboren. Ein seltsamer Name. Er hat das Meer in sich und nur das Meer. Das Auf und Ab der Wellen. Bis ins Unendliche. Nomen est omen. Ihre Eltern in Ciudad de México glaubten, eine große Zukunft liege vor ihr. Sie waren weder reich noch arm, das heißt in Mexiko: sehr reich. Reich genug, dass ihre geliebte Tochter tun und lassen konnte, was sie wollte. Jahr für Jahr machten sie Urlaub am Meer mit ihr. Weil sie das Wasser liebte. Wasser ist Wasser. Stürmisch und sanft, auf viele Arten blau, unablässig bewegt, machtvoll, Erde und Felsen fresend. Aus Fischern macht es Anhänger oder, andersherum, Gegner Gottes. Aber mit denen hat es nie ein gutes Ende genommen.

Eines Tages, als sie mit ihrem akkuraten, vornehm auftretenden Vater in einer Taverne Fisch mit gebratener Banane und grausam grüner Salsa aß, hörte Maria Rosa Mares von dem Fischer Diego Arristo, der gerade deshalb aufs Meer hinausgefahren war, weil ein Sturm tobte.

Am nächsten Tag hatten andere Fischer sein Boot auf offener See gefunden — so, wie es sich anhörte, genau jene, die nun in der Taverne saßen. Von Weitem hatte das Boot verlassen gewirkt, aber als sie näher kamen, hatten sie Diego an Bord liegen sehen. Ohne sichtbare äußere Verletzung tot.

Als sie das Boot des gottlosen Kollegen, über dem wie ein Fluch der Gestank vertrocknenden Fisches hing, vertäuten, herrschte Windstille. Keine rollenden Wogen mehr. Stille auch, als ein Grindwal-Männchen auftauchte. Es glotzte sie, auf der Seite liegend, mit seinem großen Auge an und sang

in seiner Walsprache ein wehmütiges Lied. Das erhielt Diego Arristo an Stelle einer Bestattung.

Marias Vater, Antonio Mares, höherer Beamter im *Ministerio de Estado*, fürchtete, sie könne sich einem solchen Verzweifelten in die Arme werfen und — wenn er selbst einst nicht mehr war — mit ihrem *hombre* in einem jener staubigen Viertel enden, zwischen streunenden hageren Hunden, lädierten Agaven, in die Verliebte ihren Namen geritzt hatten, und unzähligen herumlungernenden verlebten Kerlen mit Sombrero auf dem Kopf und ewiger Zigarette im Mund. Diese Welt der Fischer, Arbeiter, Viehtreiber und Tortilla-Straßenverkäufer, die nach verbrannten Zwiebeln rochen, schreckte ihn ab. Jedenfalls war er der Meinung, sie sei nichts für seine einzige Tochter.

Deren Zukunft sah Señor Antonio Mares anders. Und seiner Überzeugung nach ließ sich mit dem richtigen Eifer alles planen und umsetzen. Früher war er beim *Cuerpo Diplomático* angestellt gewesen; aus jener Zeit hatte er noch Bekannte am Wiener Hof. In Europa schafft das Mädchen etwas Großes, dachte er sich. Und sie dachte das Gleiche, als ein Kavalier ihr eine Einladung in die Residenz einer bestimmten Adelsfamilie überreichte. Sie dankte ihm. Sie war schön. Für einen Moment verschlug es ihm die Sprache, doch dann stammelte er so etwas wie: „*Gracias, señorita, muchas gracias.*“

Wien

Es ist eine traurige Geschichte. Die Gunst der aristokratischen Kreise zu gewinnen, gelang ihr nicht, aber es gelang ihr, schwanger zu werden. Am Silvesterabend, in der Tanzpause kurz vor Mitternacht. Mit einem jungen Wiener Zuchtbull, dem neureichen Sohn eines Großaktionärs der Kohlebergwerke auf der Eisenbahnlinie St. Pölten—Krems,

der ihn beim kleinsten Hinweis darauf, dass ein Paar Beine sich vor ihm öffnen würde, jederzeit und überall hineinsteckte.

Von wo ist die Geschichte von Bernhard Mares aufgetaucht? Ich weiß es nicht. Vielleicht schwamm sie lange in den Tiefen des Meeres, als Grindwal, der in diesen dunklen Gefilden oft ohne Bewegung dahinschwebt, aber ständig vor sich hin pfeift und zwitschert in seiner Walsprache. Das tut er, damit er sich in der unendlichen Wasserwüste nicht verliert und damit die Weibchen, die aus dem gleichen Grund grunzen und wehmütig muhen, ihn hören.

Der Appetit der Grindwale auf eine Partnerin ihrer Gattung ist so mächtig, dass sie mitunter tausende Tage schwimmen, um der Ihrigen nahe zu kommen. Wie erkennt man die Richtige? Daran, dass sie einen aufmerksam beobachtet? Dass sie laut schallt, wenn man in sie eindringt? Jetzt und später wieder? Und wieder? Dass sie vor Freude röhrst und kratzig pfeift, wenn es getan ist? Es überkommt sie Glückseligkeit, wenn sie sich vorstellt, Ihren Nachkommen zu tragen? Das reicht! Wenn Sie nicht bereit sind, Vater zu werden, halten Sie inne, Sie Samenvergießer an allen Fronten. Was, wenn Ihr Nachwuchs anders lebt, als Sie es erwartet haben? Sind Sie bereit, ihm beizustehen, auch wenn er nicht so wird, wie Sie es wollten?

Wenn nicht, ziehen Sie Ihr Werkzeug aus der Dame heraus. Sie wissen nie, was Sie mit Ihrer Tat bewirken. Ich warne Sie.

Der junge städtische Zuchtbulle aber, dessen Name keiner Erwähnung wert ist, wurde solcherart nicht gewarnt. Er hatte sich etwas gegönnt, und drei Monate später sah er sich vom Schicksal mit der Schwangerschaft der schönen Frau konfrontiert. Sie waren in der Kutsche auf dem Weg

zum Haus seiner Eltern. Er wollte nicht, dass ihn jemand mit ihr sah. Es fiel Schnee. Auf die Pferde und sie. Er wusste, was sie ihm mitzuteilen hatte. Die stille Landschaft, die kahlen Bäume um sie her, nahmen ihnen die Kraft, saugten die Wärme aus ihnen heraus. Bei einem Gasthaus hinter Wien hielten sie an. Sie warteten noch auf den heißen Tee, als Maria Rosa Mares es ihm sagte.

„Warum hast du mir das nicht früher gesagt? Wir hätten es wegmachen lassen können, solange noch Zeit war“, sagte er möglichst leise.

Sie gab keine Antwort.

Ärgerlich schüttelte er den Kopf und starrte mit geröteten Augen zum eisblumenbedeckten Fenster hinaus. Sah die Pferde am alten Apfelbaum angebunden stehen; Dampf stieg von ihren Nüstern auf. Wir sind wie sie, dachte er, laufen los und sind doch angebunden. Ständig schleifen wir eine Kutsche aus vergangenen Tagen hinter uns her. Und dann sagte er, nein, es könne nicht seins sein, warum sie das denn nicht gleich gesagt habe. Nein, schlicht und einfach nein. Maria Rosa wurde schwindlig. Sie lief hinaus. Er ließ sie gehen. Trank in aller Ruhe seinen Tee und befahl dem Kutscher, einen anderen Weg nach Hause zu nehmen.

Mit der Entschlossenheit einer gedemütigten Frau kehrte sie zu Fuß in die Stadt zurück. Dann eben nicht! Gott weiß, was ihr durch den Kopf ging. Vielleicht hatte sie genug von diesem Land, in dem das ganze Jahr hindurch Winter zu sein schien, vor allem in den regungslosen Gesichtern und den Herzen, die hier gleich nach der Geburt aufhörten zu schlagen.

Nicht der Glanz des alljährlichen Opernballs, sondern die Kälte und das Grau hatten sie geblendet und ihren Verstand getrübt. Es war nicht ihr Land. Es war nicht ihr Kind. Sie würde es gebären, ins Waisenhaus geben und dann in die Sonne zurückkehren. Nach Hause. Sie wollte weg, sofort. Aber erst musste sie noch loswerden, was in

ihr war. Was für eine Schande, wenn sie mit einem unehe-
lichen Kind ankäme! Das würde ihr Vater nicht überleben.
Doch das Schicksal war ihr gnädig. Als habe es andere Pläne
mit dem Kind. Ohne dass sie es recht bemerkte, kam der
Sommer, die ersten Blätter färbten sich gelb, und am Ende
einer Septembarnacht spürte sie die erste Wehe.

1.

Das Blechmonster erwachte. Tief aus seinem Innern erscholl ein Knirschen. Lärmend begab es sich auf die Schienen, trat seine Tag für Tag gleiche Reise an, genau wie die Sterne am Nachthimmel. • Die Sterne waren schön, genau wie der Sonntag. Und die Straßenbahn. • Liebevoll strich der Straßenbahnfahrer über das moderne Armaturenbrett. Sein Mariechen. So nannte er die Bahn, schließlich brauchte jeder ein bisschen Respekt und Liebe. Als er aus dem Depot rollte, wollte er von dem an einer Schnur baumelnden Abreißkalender den vorigen Tag abtrennen. Da Mariechen aber verschlafen schwankte, gelang ihm das erst, als er sich ganz darauf konzentrierte. Neuer Tag. 29. 9. 1924. Den alten Zettel knüllte er zusammen und warf ihn in eine leere Öldose. Sie war bis an den Rand gefüllt mit denzetteln der vergangenen Tage, die einander glichen wie ein Ei dem anderen. Das quälte

ihn von Zeit zu Zeit. Wie sollte man es anstellen, dass jeder Tag anders wäre und abenteuerlich — und man trotzdem nicht um seine Gewissheiten gebracht wurde und seine Schnitzel am Sonntag? • Als Mariechen in die von hohen Häusern umklammerten Straßen einfuhr, verdoppelte der Widerhall das Lärmen und Knirschen. Das beruhigte ihn. Der endlose Lärm verwandelte sich in Stille. Stille wie am Anfang. Ein unbeschriebenes Blatt. Ein neuer Anfang, dessen einzige Schattenseite es war, dass er zum gleichen Ende führen würde. • Zum Beispiel zum gleichen Gerede mit seiner Frau, wenn er abends nach Hause kam. Vielleicht wird es heute mal anders, dachte er, doch darüber musste er selbst lachen. So klingelte er wenigstens ein bisschen zum Spaß. • Er ahnte nicht, was kam. Und so sauste die Straßenbahn durch Wien und sammelte Schicksale auf.